Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 22 (1954-1955)
Heft: 9

Artikel: Regina Ullmann
Autor: Tappolet, Walter
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-758612

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

REGINA ULLMANN

Eine Einführung in ihre Erzählungen
von Walter Tappolet

In der autobiographischen Erzählung «Die Vergeßliche» (in «Die schwarze Kerze», Benziger-Verlag, 1954) ist das «von Dichtung umsponnene Mädchen», das seinen Besuch «gänzlich, ja nahezu endgültig vergessen hatte», nachher «Geschichtenerzählerin» genannt. Auch Regina Ullmanns Niederschriften sind erzählte Geschichten. Wer sie je einmal hat erzählen hören, vergißt das nie mehr. Ellen Delp, ihre beste Freundin, berichtete, wie die dabei «vorkommenden Personen mit Dialogen und Monologen wörtlich in ihren originalen Wendungen und Antworten» auftreten. «Und wenn sie aus dem Schwäbischen, aus der deutschen Schweiz, aus Bayern oder der Steiermark sind, so beherrscht im Lauf dieser Darstellung die Erzählerin unbewußt die Dialekte meisterlich. Würde man sie jedoch außerhalb solchen Zustandes bitten, diese gleichen Idiome zu sprechen, sie wäre wie eine im Mondschein angerufene Schlafwandelnde um ihre intermittierenden Fähigkeiten gebracht.»

Eine der kürzesten aber zugleich kostbarsten Geschichten ist diejenige vom «Goldenen Griffel» (Engelskranz): Die kleine, stotternde Rega, von ungewöhnlicher geistiger Schwerfälligkeit, liefert immer die schlechtesten Arbeiten in der Sonderschule — wir würden Spezialklasse sagen! —, obschon sie zwei Jahre älter ist als ihre Mitschülerinnen. Eines Tages verspricht die Lehrerin für das beste Diktat einen «goldenen Griffel». «Einen Griffel aus Gold also, von oben bis unten und durch und durch!» Und nun geschieht das Unglaubliche, daß Regeli nicht nur zum ersten Male mit den andern fertig ist, sondern daß es seine Tafel ist, die in wohlgeformter Schrift das restlos fehlerfreie Diktat zeigt! Da ergießt sich ein wahrer Platzregen von Geschimpfe auf das unschuldige Kind; denn die Lehrerin kann sich das Wunder dieses fehlerfreien, schönen Diktats nicht anders erklären, als daß das Kind aus Faulheit oder gar Böswilligkeit seine Fähigkeiten so lange verheimlicht habe!

Was muß das für ein weiter, mit zäher Tapferkeit begangener Weg gewesen sein vom Stottern des Kindes zur reifen Erzählungskunst der Dichterin! Es war die Kraft des Geistes und des Herzens, die immer wieder über körperliche Schwerfälligkeit, ja physische Behinderung triumphiert hat. Es zeigt sich hier einmal mehr, daß wahrhaft Großes nur auf dem Boden der Bewährung in der Kunst *und* im Leben wachsen kann, ähnlich wie bei Helen Dahm, der jugendfrischen greisen Malerin von Oetwil am See, mit der Regina Ullmann vieles gemein hat. Man wird bei Regina Ullmann nach dem Gesagten keine leichte Kost und keinen geschliffenen Stil von geschmeidiger Eleganz und schillernder Wendigkeit erwarten dürfen. Das Herbe, Schwerblütige herrscht vor, auch wenn das Zarte, Liebliche keineswegs fehlt, und ein urwüchsiger Humor setzt oft auch in den ernsten Geschichten seine lustigen Lichter hinein. Die eigene Schönheit der Sprache liegt selten an der Oberfläche, sie ist wie der kostbare Kern in einer rauhen Schale; der Leser kann nie untätig genießen. Die ganze Tiefe enthüllt sich einem nur in mehrmaligem Lesen, dann aber entdeckt man immer Neues, früher nicht Beachtetes.

Auch im behandelten *Stoff* stellt Regina Ullmann Ansprüche an den Leser. Es sind selten sensationelle Ereignisse. An erster Stelle stehen die Erinnerungen aus der eigenen Jugendzeit. Sie werden so lebendig, als wären sie gestern passiert. Denn für diese Dichterin ist das einmal Erlebte nie abgetan; bei der leisesten Berührung bricht alle Gewalt des Gefühls, oft auch der Schuld, ungeschwächt auf. «Indem ich das Geschehnis auch nur berichte, erfaßt mich wieder jener Zustand...» (Vorhersage in «Schwarze Kerze».) «Oh, solch Gespräch (‚ein schwatzhaftes Gespräch der Bedienung mit dem ‚Tod‘') und solchen Blick (‚den hämischen des Wirtes‘) vergißt man nie mehr, auch wenn man sie scheinbar mit träumenden Ohren und träumenden Augen vernommen hat. Oh, und ich hatte viel so Nie-zu-Vergessendes. Ich war geradezu reich daran. Und doch beklage ich mich nicht eigentlich über diese Gabe der Erinnerung.» (Landstraße II.)

Da ist die Geschichte «Von den Erdbeeren» (Landstraße), in der die Kinder, nachdem sie am Sandhaufen im Park gespielt hatten, plötzlich vor dem scheinbar herrenlosen Vorgärtchen standen, hineingingen, das Wägelchen ausleerten, weil sie «fanden, daß Kies zu Kies gehörte», es mit den süß duftenden Beeren füllten — denn diese fielen ihnen wie von selbst in die Hände, wenn sie die Büschel berührten! —, sie heimführten und in die leeren Platten auf den Kredenzen füllten. Als sie nach nochmaligem Spiel zum Nachtessen heimkamen, war nichts anderes

auf dem Tisch als drei Teller Erdbeeren! «Und jedes aß, vornübergebeugt, ungeheuer betan.» «Alles schien ausgeglichen mit dem Mahle.» «Und Mutter war Mutter und Kinder blieben Kinder, milde verschont.» Anders in der Erzählung «Kutsche fahren» («Madonna»). Wo sie, nachdem sie das Sparkäßlein vom Schlosser haben aufbrechen lassen, allein durch die Stadt fahren, natürlich am stattlichen Heimathaus vorbei, «um es einmal von einer Kutsche aus zu sehen!», zwei Nächte lang den Kampf mit dem Gewissen führen, und dieses Aufschieben die furchtbarste, aber auch heilsamste Strafe war. Aber nicht nur diese Erinnerungsgeschichten handeln von Kindern. Die Dichterin liebt sie, weil sie «die Dinge in ihrer Ganzheit, wie sie kommen und gehen», nehmen. Die Krankheit von uns Erwachsenen ist, daß wir «außerhalb unseres Seins» leben und man uns eines Tages findet «wie eine Pflanze, die langsam in die Erde hineinfault». Im Kind bewundern wir die rückhaltlose Hingabe an das Tun. In der Geschichte vom «Schubkarren» (Brot II.) breitet die Dichterin nichts anderes aus, über fünfzehn Seiten hin, als die großartige Schilderung der Bemühung eines kleinen Buben, einen zum Spielen viel zu großen Karren in Bewegung zu bringen, was ihm endlich doch gelingt. Wie rührt es uns und den Briefträger, der, weil kinderlos, sich verantwortlich fühlt für diese «Sapperlotter», die mitten im Juli die geschenkten Kleider «in nie geahnter Prächtigkeit» anziehen, und dann singend und betend Weihnachten feiern («Weihnachten im Sommer», Madonna). Im «Zwischenhändler» (Engelskranz) wird das Kind, ein Werkzeug in Gottes Hand, «zum Mahnruf des Gewissens»; in «Klagendes Häslein» (Engelskranz) bewegt es die entzweiten Eltern nach langer Zeit zur Versöhnung. In der Geschichte «Von einem weinenden Kinde» (Brot II.) haben die Tränen eines Kindes die Macht, eine Frau vom beschlossenen Hausverkauf abzubringen und so ein Unglück zu verhüten; denn «Kauf und Verkauf sollte es, wo es auch immer zu umgehen ist, nicht geben! Die Heimat ist ein Teil unserer Seele: verkaufen wir sie, so haben wir uns selbst verkauft.»

Aus dieser Hochschätzung des Bodenständigen erfährt das *Bauerntum* eine besondere Hervorhebung im Schrifttum Regina Ullmanns. Wo es in großer Einsamkeit unberührt geblieben ist vom Zug der Zeit, und wo der Arbeit aus der Liebe zur Schöpfung und ihrer sorgsamen Betreuung ein unbewußtes Glück erwächst, spiegelt es am ehesten noch die Weltordnung des Schöpfers wieder. Solche währschaften Bauern, wie sie die Dichterin wohl in den Jahren, da sie in Bayern und in Oesterreich lebte, angetroffen haben mag, sind denn auch dem «Zwischenhändler» böse, weil

er, statt nach dem Krieg wieder an seine alte Welt »anzuheilen», den andern die «Seßhaftigkeit abzuschwatzen» pflegte. Der Jüngling, der im «Gewitter» (Apfel) die Einsamkeit gesucht und dann doch nicht ertragen hat und beim Losbrechen des Gewitters von Bauersleuten in ihre Stube hineingebeten wird, «war auch im Schmerze unreif». «Aber die Landleute bewahren Ruhe, solange nichts Eigentliches über sie hereinbricht. Ist's die Hoffnung, die vom Gebet stark gehaltene, oder ein Nicht-aus-sich-hinaus-Können: Sie bleiben an ihrem Platze sitzen, ein altes Gebetbuch, den Rosenkranz in den Händen, während der Jüngling meint, seinen Schöpfer eher fliehen zu müssen, weil er nicht gelernt worden ist, «ihn zu nennen und in das Dasein einzubeziehen». Auch in indirekter, darum aber nicht weniger eindrücklicher Weise wird das Lob des Bodenständigen gesungen: In der unveröffentlichten Erzählung «Der Wucherer» ist diesem der fremde Name «Mérimée» gegeben; der «Fliegende Händler» ist ein Bosniak und der Ort, aus dem der unversöhnte Kriegsinvalide stammt, war das Fischerdorf ohne Kirche, weil die Leute keine brauchten, wie sie sagten, da sie ja auch keinen Gott hätten! (Korallenkreuz, Engelskranz.)

Aus dem recht gelebten Bauernalltag erblüht die richtige Frömmigkeit. So wie der betend arbeitende Glasschleifer in «Madonna auf Glas» der rechte Handwerker ist — in der Geschichte vom buckligen Geigenbauer (Landstraße) spricht die Dichterin von der «beinahe kindlich frommen Welt des Handwerkers» —, so wird auch der Bauer fromm, denn «jeder wird fromm, der das Gelingen seiner Hände erleben darf».

Meistens sind einfache, unscheinbare Gestalten die «Helden» ihrer Erzählungen.

In dem «Krippenlied» (Madonna, identisch mit «Kind im Walde», Apfel) ist es ausgerechnet einer der taubstummen Köhlerbrüder, der das Kind, das der Hausiererin in der Nähe des Köhlermeilers entlaufen ist, und nicht einer der vielen suchenden Dorfbewohner, der das Kind auf dem Stroh der unbenützten Krippe schlafend findet, als er am Weihnachtsabend Nahrung für die Waldtiere bereitlegen geht. Die unübertrefflich geformte Darstellung des «Hochwassers» (Brot II.), wo nach der seltsam bleiernen Schwere das Gewitter losbricht und die Wasserfluten das Dorf überraschen, ist gleichzeitig die Geschichte der Einsamkeit eines scheuen Schneiderleins, in dessen Wohnung ein Brand ausbricht, während er, die notwendigsten Nahrungsmittel ersetzend, zur Mithilfe beim Aufräumen der Keller veranlaßt worden war.

Einen breiten Raum in den Erzählungen Regina Ullmanns

nehmen die *Mägde* ein. Da ist «Das Mädchen mit dem Brief» (Brot II.), die zarte. rothaarige Stubenmagd in einem Hotel, das von einem ehemaligen Gast in gewissen Abständen einen Brief bekommt, im Grunde immer den gleichen. Der ferne Gast wird kränklich und stirbt, aber noch ein Jahr lang kommen die Briefe, die «keine eigentlichen Antworten» mehr enthielten, «nur noch Tröstungen und Betrachtungen über die Vergänglichkeit des Lebens. Immer leiser werdende, gleichsam aus dieser Friedhofserde heraussprechende Briefe.» Oder das bayrische «Wäschermädchen», das nach Rom entflohen ist, weil es den Metzgerburschen, mit dem die Mutter es verheiraten wollte, nicht lieben konnte, und dessen einziger Trost der Kino ist. Die Erzählerin «fühlte, daß das nicht mehr Naivität sei, die nur der Pracht einmal nachgeht, wie Kinder einem Festzug nachlaufen, nein, daß hier im Gegenteil die Phantasie das Leben abspeise. Daß sie die Wirklichkeit sei und das Leben der arme Gast an ihrem Tische.» — Meist sind es aber die richtigen Mägde, die Mägde «aus Berufung», die ihr Eigenleben der Herrin, vielmehr dem Dienen selbst, aufopfern. Eine solch «Allerbrävste», die Resi, wird in «Frau und Magd» (Madonna) mit einem ausgiebigen Sonntagsausflug belohnt. Sie hat in einem flachen Paket ihre Schürze mitgenommen, man könne ja nie wissen... und merkt erst bei der Dampferfahrt am Nachmittag, daß das ein Ausflug war, den «die Frau mit ihr und für sie allein unternommen» habe. Die Magd des buckligen Geigenbauers, die diesen als Magd seiner Mutter schon «am ersten Tag in der Hand gehabt» hat, «war die Dienerin, im geheimen aber auch gleichsam seine Mutter geworden». («Der Bucklige», Landstraße.) Oder der Segen des Dieners äußert sich in der Gelassenheit des fünfundneunzigjährigen Schweinehirten, der seinem einstigen Herrn «noch als einem Toten diente», mit der er die Bosheit des Sohnes erduldet. (Landstraße II.)

Wo die Geschichten über den Kreis der einfachen Menschen hinausgreifen in die Kreise der «Höherstehenden», da verändert sich doch der Grundcharakter nicht. Die Adlige in «Baltische Gräfin» (Brot II.) ist ein Flüchtling, dessen Habseligkeiten alle an einem Haken ihres neuen Schrankes Platz finden. Das verarmte Ehepaar des «Engelskranzes», im Begriff, das angestammte Schloß zu veräußern, verpachtet es nur, gerührt durch das Abschiedsgeschenk des alten Försters, um vom Försterhaus aus die alte Volkskunst der geschnitzten Krippenfiguren zu erneuern. Und in «Madonna auf Glas» ist der verarmte Edelmann «sein eigener Kastellan, sein eigener Gärtner und sein eigener Sakristan» geworden.

Die Dichterin bevorzugt die Welt der Armen, Einfachen, weil diese als die Freunde Gottes den Umgang mit der jenseitigen Welt und den Engeln pflegen. Gerade diese verschupften Geschöpfe haben mehr von der Ebenbildlichkeit mit ihrem Schöpfer bewahren können als die in ihrer selbstgerechten Tüchtigkeit verdorrten «besseren Bürger».

Es ist viel von der *Einsamkeit* in diesen Geschichten die Rede. «Ja», sagte der Künstler und Handwerksmann, sagte es unbedacht, wie ein Mensch manchmal spricht, der viel für sich allein ist und alles mit sich allein ausmachen muß und dann aber, plötzlich und völlig unerwartet, Besuch erhält. «Einsamkeit ist wohl das einzige, was einen undemütigen Menschen wieder mäßigen und zu sich selbst zurückbringen kann.» Bei der «Blinden Bäckersfrau» (Apfel) ist die Blindheit die Form ihrer Einsamkeit. Aber da die «Mütterlichkeit dieses jungen Weibes mächtiger war als ihre Blindheit», war sie «mit sich und ihrer Welt ins Einverständnis gekommen».

Die gütigen, reifen Menschen in diesen Geschichten sind diejenigen, die den *Segen des Leidens* erfahren haben. «Die Erd ist ein Paradies. Wenngleich sie auch ein Jammertal ist. Ein Paradies ist sie, so wir das Leiden verstehen. Ein Paradies ist sie, solches wir leiden müssen. Solches wir durchleiden müssen.» Mit diesen wunderbaren Worten schließt die «Legende einer Klostergründung» (Brot I.). Und in der Feldpredigt sagt der Botensepp: «Wenn Kinder mein wären, könnten sie auch nicht mehr sagen als ich. Und wenn sie mehr wüßten, würden sie doch schweigen, weil das Leben eine heiße Plag ist unter all der göttlichen Herrlichkeit.»

Das Leid gehört mit zur Freude, wie der *Tod* zum Leben. Er erscheint in der Welt dieser Gestalten selten als das Furchtbare, Zerstörende, sondern wie eine Frucht, die reif und köstlich vom Baum fällt. «Ein Kretin, er ist vielleicht darin einem solch vielbelesenen jungen Manne voraus! Trägt seine Seligkeit, in einem, wie einen runden Brotlaib sozusagen, geradewegs vom Erdboden mit in den Himmel, während dieser da noch nicht einmal gelernt hat, an den Tod zu denken. Man muß ihn lernen, den Tod.» («Das Gewitter», Apfel.) «So eine Leichenwache ist etwas sehr Ernsthaftes. Man vergißt sie nicht mehr im Leben. Und das ist gut. Wer den Tod nicht so nahe gesehen, ist nur halb ein Mensch, denn auch der Tod gehört zum Leben.» («Das Mädchen», Landstraße.) Da das Werk Regina Ullmanns dem Wahren verpflichtet ist, gibt es darin auch den furchtbaren Tod, wie in der Erzählung «Anfang und Ende einer bösen Geschichte» und die Furcht vor

dem Tod, wenn sich die Greisin im «Telegramm» (Brot II.) mit dem Festessen ohne Gast gegen den Tod stählt und wappnet.

Und in ähnlicher Weise ergänzt der *Humor* den Ernst zur umfassenden Wahrheit des Lebens. Oft lassen einzelne Ausdrücke, unerwartete Wendungen und Bilder einen schmunzeln, etwa wenn das Licht der «Bannfluch aller fremden Vierfüßler» genannt wird, oder wenn es von den Kollegen des Schutzmannes heißt, sie würden «der Zeit ihren zottigen Pelz lausen»! Es gibt auch ganze Geschichten voll Humor und Schalkhaftigkeit, wie diejenige vom «Ehrlichen Dieb» (Engelskranz), vom alten Männlein, das «in seiner Freude zum Schluß wie aus Honigteig geglänzt hatte», weil es nach achtundzwanzig Jahren die gefundene Silbertasche mit dem großen Dollarschatz auf dem Amtshaus doch endlich abgeliefert hatte! Oder die «Herbstfahrt» (Apfel), in der ein opulentes Mahl vor der unwillkommenen Base trotz plötzlich abgedecktem Tisch ja doch nicht verheimlicht werden kann, da die Base in der Luft herumschnupperte und «rein alles wußte»! Geradezu ins Groteske geht die Geschichte der komischen Alten vom Ponte vecchio in «Buntes Gefieder, schreiende Farben...» (Engelskranz), die «eine Menge Fremdenplunder» zusammenkaufte und mit Federn, Spitzen, Ohrringen und einer Bluse, «die aus der Requisitenkammer eines Wandertheaters zu kommen schien» geschmückt war...

Auch das Groteske hat nie etwas Verletzendes; denn der tragende Grund von allem Sein, Fühlen, Denken, Urteilen und Fabulieren ist die Güte, und mit ihr untrennbar verbunden die große Ehrfurcht. Sie bezieht sich zuerst auf den Schöpfer, aber dann alsbald auf das ganze Schöpfungswerk; alles, auch das Kleinste, sogar die Maus in der Falle, ist einbezogen in die Strahlung des Mitgefühls der menschlichen mit aller andern Kreatur.

Am wärmsten wendet sich das liebevolle Mitgefühl zu den andern Menschen, zu den Nächsten, nämlich zu denjenigen, die der Dichterin zugeführt werden und für kurz oder lang ihren Weg kreuzen. «Ich lebe hier und lasse mich von der Einsamkeit verwöhnen. Ich werde schwer mit den Menschen fertig, mag nicht nach «wichtig» und «bedeutend» und nach «unwichtig» sortieren. Und eben dadurch wird mir dann plötzlich *alles* zu viel.» (Aus einem Brief aus Oberrieden, Mai 1928.) Besonders schön wird diese liebende Verantwortung in der Geschichte «Von einem alten Wirtshausschild» (Engelskranz) am alten Roßknecht dargetan, der «immer höher und höher in sein Greisenalter hinaufsteigt», weil er sich nicht denken konnte, daß er sterben dürfe, solange das schöne, hilflose, blöde Mädchen lebe.

Der Stoff dieser Erzählungen ist, wie wir sahen, einerseits den starken Eindrücken der Jugendzeit, andrerseits den Erlebnissen des Alltags entnommen. Oft sind sie so unauffällig, daß wir sie kaum beachten würden, aber in den Augen der Stillen und Beschaulichen ist es das Leben, das eben «die unwahrscheinlichsten Dinge realisiert». Alles, das Ernste und Tragische wie das Heitere und Spaßhafte, das Offensichtliche wie das Hintergründige, wird in einer seltenen Unmittelbarkeit erlebt, ja erlitten, und wir finden in jeder Geschichte die Worte der Dichterin bestätigt, daß «die Reinheit des Gefühls in Wahrheit ein untrennbarer Teil der Poesie» ist (Erinnerungen an Rilke). Auch wenn Regina Ullmann sich nach den ersten Anfängen der Prosa zugewendet hat, ist sie Dichterin geblieben, eine Dichterin, die die Poesie aus dem Leben schöpft. Und wo an einem alten Wirtshausschild, an einer Votivtafel, an der Zeichnung des vom Gewitter verschonten Jünglings, an einer gestifteten Fahne sich ihre Phantasie entzündet, da erfindet sie Geschichten, die sich genau so ereignet haben könnten. Denn der reiche Schatz von Beobachtungen ruht auf dem Grunde eines unbestechlichen Wahrheitssinnes.

Ein Kreis von Freunden der Dichtung hat schon die ersten Anfänge der St.-Galler Dichterin willig angenommen, weil kein Geringerer als Rilke ihr Herold gewesen ist und ihr für ihr wundersames Erstlingswerk sogar die Anerkennung Rodins mitteilen konnte, ihr die Beziehung zum Insel-Verlag schaffte und in einer Vorlesung in St. Gallen die verlegen erstaunten Zuhörer auf ihre Dichterin aufmerksam machte. In dem Vorwort zum zweiten Buch («Von der Erde des Lebens») schrieb Rilke: «Wer imstande ist, seine innere Welt (‚eine durchaus unedierte Welt') im Ganzen herauszustellen, dessen Leistung wird sich, als eine Wirklichkeit unter Wirklichem, nicht dauernd verbergen lassen.»

Durch ihre Rückkehr in die Schweiz und ihre Niederlassung in St. Gallen ist Regina Ullmann als unsere erste Schweizer Dichterin allgemeiner bekannt geworden, aber mehr nur der Name, nicht ihre Werke, die allerdings zum Teil seit Jahren vergriffen sind. Eine wahre Volkstümlichkeit kennzeichnet ihre Erzählungen, es ist aber nicht diejenige der christlichen Kalendergeschichten, sondern eher der russischen Volkserzählungen, gewaltig und groß auch im Unscheinbaren, innig und tief, aber herb und oft schwerfällig in der Sprache. Ich wüßte aber nicht viele Dichter zu nennen, die heute in ähnlichem Maß die Vollmacht und die Gnade haben, der Sprache ihre urtümliche Würde und den abgeschliffenen Worten ihren frischen Sinn wiederzugeben. Wir können uns denken, daß man erst später die ganze Bedeutung dieses

Werkes wird erkennen können, und daß man es preisen wird als etwas Gültiges, das viel jetzt Berühmtes überdauern und dafür zeugen wird, daß sogar in unserer der Hast, dem Materiellen und Aufreizenden ausgelieferten Zeit ein Werk von solcher Stille und Tiefe hat reifen dürfen. Und wenn angesichts der kleinen Zahl schmaler Bände die Zweifel und Selbstvorwürfe die bescheidene Dichterin überfallen, so ist es für die Freunde ihrer Kunst eine edle Pflicht, der tapferen Dichterin zu versichern, wie sehr sie bereichert worden sind durch den Segen eines erfüllten Lebens.